

Einleitung

Von Emil Angehrn und Joachim Küchenhoff

I.

In vielerlei Weise ist das moderne Subjekt infrage gestellt. Dass der Mensch nicht Herr der Schöpfung und Mittelpunkt der Welt ist, dass er sich selbst nicht zur Gänze kennt und nicht frei über sich verfügt, gilt als unabweisbare Evidenz. Die Rede von der Krise oder dem Verlust des Subjekts ist am Ende des 20. Jahrhunderts zum verbreiteten Topos geworden. Indessen datiert die Problematisierung des Subjekts nicht erst von heute. Sie ist in der Moderne in unterschiedlichen Kontexten und verschiedenen Phasen artikuliert worden. Drei Aspekte der Problematisierung seien genannt.

Ein erster betrifft die Infragestellung der Seele als selbständiger Substanz. Die Wissenschaft vom Menschen kennt keine Seele und kein substantielles Selbst. Nicht wie die Seele beschaffen sei, sondern ob es so etwas wie die Seele überhaupt gibt, steht hier zur Diskussion. Ihre prominenteste Behandlung findet die Frage in Kants Kritik der rationalen Psychologie. Zurückgewiesen wird darin die Unterstellung der Substantialität des Selbst, von welcher die Annahmen über die Einheit, Personalität und Unsterblichkeit der Seele logisch abhängen. Es geht um die Auseinandersetzung mit einer Tradition, die bis auf die Seelenlehre in Platons *Phaidon* zurückreicht und die in Descartes' *Meditationen* eine maßgebliche Formulierung erhalten hat, welche nicht zuletzt für viele Anschlussdebatten – über das Verhältnis von Körper und Geist, über die Eigenschaften und Vermögen der Seele, über den Zusammenhang von Bewusstsein und Selbst – grundlegend gewesen ist. Nicht infragegestellt wird darin der unhintergehbare Subjektbezug im Verstehen und Sprechen, den Kant als das Selbstbewusstsein, das alle Vorstellungen begleitet, umschreibt und den Husserl in Anknüpfung an Descartes als apodiktische Gewissheit statuiert. Doch ist diese Unbezweifelbarkeit formell und ohne inhaltliche Bestimmung; es handelt sich, wie Kant sagt, um ein Selbstbewusstsein ohne Selbsterkenntnis. Strittig ist, ob es so etwas wie eine vorausgesetzte, identische Substanz gibt, auf die sich solches Selbstbewusstsein abstützt und auf die sich die Re-identifizierung derselben Person über die Zeit letztlich bezieht.

Eine zweite Problematisierung betrifft die inhaltlichen Bilder des autarken, rationalen, ›starken‹ Subjekts. Die Ansätze dieser Problematisierung reichen von der historischen und sozialen Relativierung individueller Autonomie über die psychoanalytische Infragestellung des transparenten Bewusstseins bis zur kulturwissenschaftlichen, medientheoretischen und dekonstruktivistischen Zersplitterung oder Auflösung des Selbst. Hinterfragt wird hier nicht wie in der durch Kant exemplifizierten Richtung der substantielle Kern des Selbstverhältnisses, sondern dessen postulierte Strukturmerkmale und Zielvorstellungen: die Geschlossenheit, Einheitlichkeit, Transparenz und Ursprünglichkeit des Selbst. Gegen sie

hebt moderne Subjektkritik auf die Zerbrechlichkeit, Diskontinuität, Segmentierung des Selbstbezugs ab. Die Kritik ist nicht weniger radikal als die an der Substantialität des Ich, auch wenn sie nicht von vornherein als ›totale‹ Kritik, sondern nur als Zurückdrängung, Partialisierung, Abschwächung des Subjekts auftritt.

Solche Kritiken setzen gleichsam von innen, an der Konsistenz und Fundamentalität des subjektiven Selbstverhältnisses an. Eine dazu komplementäre, dritte Sichtweise kommt mit der Naturalisierung des Selbst zum Tragen. Hier geht es um eine Beschreibung subjektiven Erlebens und Tuns aus der Außenperspektive der wissenschaftlich-objektivierenden Betrachtung. Die Frage ist, wieweit in dieser Perspektive überhaupt das Spezifische des Selbstseins thematisiert und diskutiert werden kann. Die aktuelle und elaborierteste Version dieser Debatte stellt die Herausforderung durch die Neurowissenschaften dar. Die Fortschritte unserer Kenntnis von der Funktionsweise des Gehirns haben klassische Fragen des Zusammenspiels von Bewusstsein und Materie, wie sie seit der antiken Atomistik Thema waren, in neuer Schärfe aufgeworfen. Als Gegenwendung zur klassischen Bewusstseinsphilosophie steht die neurologische Beschreibung zunächst für eine externe Sichtweise, die etwa die Lokalisierung bestimmter Bewusstseinsprozesse oder funktionale Abhängigkeiten zwischen neurologischen Befunden und mentalen Zuständen untersucht. Zu fragen ist, wieweit sich im Medium der Gehirnforschung neue Beschreibungsebenen gewinnen lassen, die das ›Rätsel‹ des Bewusstseins und des subjektiven Selbstseins in originärer Weise durchdringen und verstehend erschließen lassen.

Diese komplexe Konstellation bildet den Hintergrund, vor dem sich eine heutige Diskussion mit Konzepten, Grundlagen und Grenzen des menschlichen Selbst befasst. Die drei Linien der Kritik – im Kontext der Substanzontologie, als Problematisierung des transparenten, autonomen Subjekts und im Horizont einer naturalistischen Reduktion – interessieren in dieser Debatte nicht vorrangig als Außerkraftsetzung der Subjektidee als solcher. Sie stehen für Auseinandersetzungen mit bestimmten, inhaltlichen Vorstellungen, in denen die Selbstkoinzidenz im Bewusstsein und Handeln in Frage steht – als Frage nicht nur, wieweit das Subjekt sich in Erkenntnis, Ausdruck und Handeln letztlich einzuholen, mit sich zur Deckung zu gelangen vermag, sondern auch, wieweit eine solche Identität *als* Ideal ein gültiges Maß und eine sinnvolle Orientierung für menschliches Selbstsein darstellt.

Die Auseinandersetzung um den Menschen ist um unterschiedliche Fragestellungen angelegt und bewegt sich zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Zugängen. Im Besonderen ist die philosophische Subjektivitätsphilosophie, die nach der Konstitution und nach den Grenzen des Selbst fragt, mit zwei Außenperspektiven konfrontiert, in denen diese Fragen in profilierter Weise hervortreten. Beide bilden einen Leitfaden der in diesem Band dokumentierten Diskussion. Die eine liegt im Gespräch zwischen der Philosophie und der Psychoanalyse, das seit einem Jahrhundert die Macht des Bewusstseins und die Zentralität des Ich kritisch befragt. Die andere besteht in der gemeinsamen Herausforderung der Philosophie und der Psychoanalyse durch die Neurowissenschaften, die grundsätzlich die Binnenperspektive der Selbstbeschreibung und des Selbst durch den Blick von außen ergänzt

und hinterfragt. Beide Auseinandersetzungen stehen für Probleme, mit denen sich das Denken seit je befasst hat, die aber im Kontext der neueren Debatten eine spezifische Prägnanz gewinnen. Die Verbindung und Überlagerung beider Beziehungen bildet den Horizont, innerhalb dessen die Beiträge dieses Bandes, unter variierenden Aspekten, die Frage nach dem menschlichen Selbst stellen.

II.

Wo die Grenzen des Selbst verlaufen und wie das Selbstsein in sich verfasst und konstituiert ist, sind die beiden Fragen, auf die ein Versuch, den Bereich des Seelischen zu vermessen, notwendig stößt. Ihre Dringlichkeit gewinnen sie gerade im Gespräch zwischen Philosophie, Psychoanalyse und Neurowissenschaften, werden sie doch in jeder dieser Disziplinen in je spezifischer Weise angegangen und beantwortet. Die Auseinandersetzung zwischen ihnen hat sowohl mit den Schwellen und Übergängen zwischen der Seele und ihrem Anderen wie mit der Nachzeichnung der Binnenstruktur und der Vollzugsformen des Selbstseins zu tun.

Unterschiedlich werden sowohl die Grenzen bestimmt wie dasjenige, wovon sie das Seelische abheben. In Frage steht, wie eng oder weit die Grenzen zu ziehen sind, inwiefern sie festgelegt oder veränderbar sind, von welchen nicht-seelischen Bereichen sie das Selbst abgrenzen. Sind die Grenzen unermesslich weit und nirgendwo anzutreffen, wie Heraklit meinte, oder sind sie durch die engen Schranken des Bewusstseins gesetzt? Grenzt sich die Seele von den naturalistischen Bedingungen der eigenen Existenz ab, oder hat ein adäquates Verständnis der Psyche und der Person eine Theorie der Leiblichkeit in sich aufzunehmen? Bestimmt sich das Selbst durch die Abgrenzung vom Anderen und Fremden oder gewinnt es umgekehrt seine Identität in der Auseinandersetzung und Kommunikation mit ihm? Bilden die Grenzen des Bewusstseins oder der Bewusstseinsfähigkeit auch Grenzen des Seelischen, oder erlaubt eine Hermeneutik des Selbst auch unbewusstes Erleben und Äußern in das Verständnis des Subjekts zu integrieren?

So vielfältig wie die Grenzziehungen sind die Beschreibungen dessen, was die Natur des Selbst ist, was das Spezifische des subjektiven Selbstverhältnisses ausmacht und wie die Identität der Person zustande kommt. Teils ist es die Selbstreflexion, die dem Ich zugrunde liegt, die Möglichkeit, sich zu erkennen und sich emotional und wollend zu sich zu verhalten, die Fähigkeit, eine Selbstheit über die Zeit der eigenen Lebensgeschichte aufzubauen. Teils sind es Brüche der Erfahrung, die aus der Konfrontation mit dem Fremden entstehen, die das Seelische formieren. Das Selbst erscheint einerseits als Grund und Ausgangspunkt personaler Existenz, andererseits als Resultat einer nachträglichen Konstruktion, nachdem es sich als unbewusste Subjektivität inszeniert, in der Emotionalität oder im Handlungsvollzug gezeigt oder durchgesetzt hat. Es ist sich im affektiven Erleben unmittelbar gegenwärtig, und es verständigt sich über sich auf dem Umweg über die Aneignung der kulturellen Welt. Es gewinnt ein Bild von sich in der Erzählung seiner Geschichte und in der Erforschung dessen, was ihm als Fremdes in ihm selbst begegnet. Es wird zum Selbst, indem es in sich geht, aber

auch, indem es aus sich heraus geht, sich der Welt öffnet und in der Begegnung des Anderen sich selbst erfährt. In vielfachen Formen, auf vielfachen Wegen konstituiert sich das Selbst des Menschen.

III.

Diesen Fragen nähern sich die folgenden Beiträge im Ausgang von drei Themenkreisen.

Ein erster beschäftigt sich mit historischen Stationen in der Erkundung der Seele und des Subjekts. Hervorgehoben werden vier exemplarische Konstellationen der Problemgeschichte, in denen die Fragestellung ihre systematischen Konturen gewinnt und zugleich theoretische Optionen und begriffliche Differenzierungen herausgearbeitet werden. Geht es Aristoteles um den besonderen Status der Seele, die mit der Welt verbunden und ›in gewisser Weise alle Dinge‹, aber nicht einfach ein Ding unter Dingen ist (Thomas Buchheim), so spitzt sich in der frühen Neuzeit der Antagonismus zwischen subjektiver und objektiver Beschreibung zu und verschärft sich die Herausforderung, Seele und subjektives Bewusstsein im Spannungsfeld von Materialismus, Mechanismus und Rationalismus zu verorten (Ursula Renz). Gleichsam gegenläufig zur naturalistischen Reduktion kritisiert Kierkegaard die idealistische Abstraktion im spekulativen Subjektivitätsbegriff Hegels, der vom existierenden Individuum zugunsten des reinen Denkens nach Art der Transzendentalphilosophie absieht (Lore Hühn). Jenseits des Dualismus von Gehirn und Bewusstsein, der den psychophysischen Parallelismus bestimmt, geht es der Phänomenologie Husserls – und in anderer Weise Bergson – darum, die Einheit und Wechselwirkung zwischen Seele und Leib erfassen und beschreiben zu können (Rudolf Bernet). In einem sich verändernden problemgeschichtlichen Kontext stehen alle diese Positionen für den Versuch, sich über die Seele und das Subjekt jenseits einseitiger Reduktionismen zu verständigen.

Eine zweite Leitfrage geht der Hausforderung nach, welche die Neurowissenschaften sowohl für die Philosophie des Geistes wie für die psychiatrischen und psychoanalytischen Zugangsweisen zur Seele und zum Selbst darstellen. Auf der einen Seite geht es um Verluste, die in neueren Entwicklungen der Medizin, der Psychiatrie und der Psychologie durch die sukzessive Zurückdrängung des seelischen (auch emotionalen) Erlebens bedingt sind und die durch die Konstruktion von Rastern vornehmlich kognitiver Selbstbezüglichkeit nicht kompensiert werden (Daniel Hell). Auf der Gegenseite gilt es den Nutzen zu bilanzieren, den Befunde und Modelle der Neurobiologie für die psychologische Erkenntnis und das Verständnis seelischer Funktionen, etwa die Vorstellung des Selbst, oder bestimmter psychosomatischer Symptome darstellen können (Peter Henningsen). Aus Sicht der Philosophie steht zu prüfen, wieweit gängige Kritikfiguren, welche das Selbst als Illusion entlarven wollen, begrifflichen Missverständnissen entstammen, gegen welche an der Kompatibilität unterschiedlicher Beschreibungen festzuhalten ist, deren Gewinn und gegenseitiges Verhältnis im Einzelnen zu verdeutlichen ist (Michael Pauen).

Der dritte Themenkomplex ist den Modalitäten der Konstitution des Selbst im Horizont philosophischer, psychologischer und psychoanalytischer Diskussionen gewidmet. Nachzuzeichnen ist, wie sich das Selbst über den Prozess einer Verständigung des Subjekts über sich, als Hermeneutik des Selbst herausbildet (Emil Angehrn). Ein privilegierter Modus solcher Konstitution ist die (eigene und fremde) Erzählung, in deren Medium das Subjekt sich seine Lebenswirklichkeit aneignet und ein Selbst gewinnt, welches der Narration nicht vorausliegt, sondern in ihr verliehen, gestaltet und erworben wird (Brigitte Boothe). Am Beispiel von Ricœur ist exemplarisch die Ausweitung der philosophischen zur psychoanalytischen Betrachtung nachzuzeichnen, in welcher Ricœur eine Verschränkung von Hermeneutik und Energetik ausmacht, die den interpretierenden Zugang zum Selbst mit einer Dynamik der Kräfte verbindet (Peter Welsen). Neuere philosophische, dekonstruktivistische und psychoanalytische Ansätze verdeutlichen die Vielschichtigkeit, in der sich die Konstruktion des Selbst in intersubjektiven, zwischenleiblichen, symbolischen, imaginären und semiotischen Prozessen vollzieht (Rolf-Peter Warsitz). Die Unabschließbarkeit der Subjektkonstitution lässt sich mit Lacan am Beispiel des analytischen Prozesses verdeutlichen, dessen Unabschließbarkeit in einem uneinholbaren anfänglichen Mangel, im Festhalten am unerfüllbaren Begehren (oder umgekehrt am Genießen) gründet (Raymond Borens). Schließlich ist darauf zu reflektieren, dass sich das Selbst gerade nicht in der Abschließung auf sich, sondern in Vermittlung über eine zweifache Andersheit, in komplexen Formen der Ein- und Ausschließung mit Bezug auf den eigenen Körper und das andere Subjekt konstituiert (Joachim Küchenhoff).

Diese drei Fragerichtungen stehen nicht losgelöst voneinander zur Diskussion. Vielmehr gilt das Interesse gerade ihrer Verbindung, den Überschneidungen zwischen historischem und systematischem Zugang, zwischen philosophischen, psychoanalytischen und psychiatrischen Diskussionen in ihrer gegenseitigen Brechung und Herausforderung. Die Unterschiedlichkeit der Perspektiven, die von sich aus vielfach aufeinander Bezug nehmen, will nicht die Betrachtung intern diversifizieren, sondern in ihrer Verschränkung dazu beitragen, die Frage nach dem Selbst in der wechselseitigen Perspektivierung zu vertiefen.